

Wöchentliche Beilage zur Eborner Ostdeutschen Zeitung.

Nr. 27. 1887.

Schein und Sein.

Roman
von
Friedrich Zimmermann.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Ich sprach heute mit Professor Madelung, der als Leiter einer Privatheilanstalt und als Autorität im Gebiete der Psychiatrie eines Welt-rufes genießt,“ fuhr der Doktor fort. „Er rieth mir, in meiner Stellung als Theaterarzt auszuhalten, bis er selbst unter irgend einem Vorwande der Boroni einen Besuch gemacht, um sie zu beobachten. Versichert er mir, daß meine Befürchtungen übertrieben seien, so breche ich sofort die Verbindung mit dem Carl-Heinrichstädtischen Theater ab, habe ich jedoch ihren Zustand richtig beurtheilt, dann — ich weiß nicht, was ich dann unternehmen werde — es ist schmähslich, der Sklave eines tollen Weibes zu sein! So, Ifland, jetzt kennst Du mein Glend; was mir noch sonst den Kopf warm macht, kommt dagegen kaum in Betracht.“

Alexander's konversationelle Talente vermochten an diesem Abend nicht, des Doktors Mißmuth zu verschuchen. Der unermüdliche Erzähler wurde schließlich selbst melancholisch und empfahl sich außergewöhnlich früh, während Friß sich in sein Studirzimmer zurückzog in der Hoffnung, daß die Arbeit seinen Gedanken eine andere Richtung geben würde. Nachdem er eine Anzahl Bücher ausgewählt, die er auf seinem Schreibtisch aufhäufte, rückte er die Studirlampe zurecht und versuchte sich in das Studium zu vertiefen.

Doch es wollte ihm nicht gelingen. Sein Blut war noch zu erregt, seine Nerven zu angespannt, als daß er die nöthige Ruhe zu einer wissenschaftlichen Beschäfti-

gung hätte gewinnen können. Sobald er sich bemühte, das zornentstellte Antlitz der Sängerin, das ihm beständig vorschwebte, zu bannen, flog ein anderes, freundlicheres vor ihm auf, das seine Gedanken nicht minder von der Arbeit abzog; braune Augen, ein rother, süßer Mund lachte ihn an, und klar stand wieder die Scene auf dem Broden vor ihm.

War es möglich, daß er sich in Ida so gänzlich getäuscht, oder hatte sie das Leben in der großen Welt in kurzer Zeit so völlig verändert? Er konnte es nicht glauben. So plötzlich, so unvermittelt pflegen Sinnesänderungen nicht einzutreten, wenigstens nicht ohne die stärksten äußeren und inneren Beweggründe.

Und welche Motive konnten auf Ida eingewirkt haben? Er zermarterte sich vergeblich den Kopf darüber, was wohl in der kurzen Spanne Zeit, während der er von dem Ballfeste abwesend war, vorgefallen sein könnte.

Vielleicht war nur ein unseliger Irrthum zwischen sie und ihn getreten, ein Irrthum, der vor den ersten erklärenden Worten weichen mußte. Doch wer sollte dieses Wort sprechen? Er durfte es nicht, Ida's Benehmen an jenem Ballabend hatte ihn zu tief verletzt, als daß er es hätte über sich gewinnen können, auch nur den kleinsten Schritt des Entgegenkommens zu thun.

Jedenfalls mußte er abwarten, bis sie den ersten Schritt zur Versöhnung that; seine Ehre verlangte, daß er vermied, ein Entgegenkommen zu zeigen, welches mißverständlich aufgefaßt werden konnte und ihn der Gefahr einer neuen Demüthigung aussetzte. Wäre Ida arm gewesen, so hätte er eine Erklärung suchen können, ohne befürchten zu müssen, daß man ihm eigennützige Motive unterlegte. So jedoch war es unmöglich.

Seine letzte Hoffnung beruhte auf Jane, die, das wußte er genau, über seine Beziehungen zu Ida unterrichtet war. Gelang es ihrem stillen Walten, ihrer Besonnenheit, ihrem feinen Takt, mit dem sie so manches Mal eine verletzende Aeußerung Ida's wieder gut zu machen wußte, nicht, die zerrissenen Fäden wieder zu verknüpfen, so war wohl Alles verloren. Die Klust, die ihn von der Geliebten trennte, mußte täglich unausfüllbarer werden, bis selbst die Liebe nicht mehr hinüberreichte.

„Sei es denn,“ sagte Friß leise zu sich selbst. „Es war eine recht schmerzliche Täuschung, doch sie ist noch zu verwinden. Wohl mir, daß ich sie nicht später erlitten, wo die Wunde bereits zu tief und eine Vernarbung derselben unmöglich gewesen wäre.“



Generallieutenant Georg Leo v. Caprivi, Chef der deutschen Admiralität. (S. 211)

18.

Die fröhliche Faschingszeit, welche in diesem Jahre ein Uebermaß von rauschenden Vergnügungen gebracht, endigte mit einem grellen Mißklang, der Tausende aus dem wüsten Taumel aufschreckte und ernüchterte.

Wie ein zündender Blitz in ein mit brennbaren Stoffen gefülltes Gebäude, so schlug die bekannte Parlamentsrede Kaster's gegen den Gründungschwindel in die Börse und das Publikum ein. Jene phantastischen Luftschlösser ohne Fundament, die eine wilde und ziellose Spekulationswuth geschaffen, gingen an zu wanken, das Publikum erkannte, an welchen Abgrund es durch seine Leichtgläubigkeit geführt worden war, und Jeder, der noch die Kraft dazu besaß, Jeder, der nicht völlig verblendet oder verzweifelt war, Jeder, der nicht Alles bereits auf's Spiel gesetzt und daher kein Wahl mehr hatte, wich erschreckt zurück, um wenigstens noch so viel als möglich vor dem unvermeidlichen Sturz zu retten.

Der Kommerzienrath saß in seinem Kabinet, vor sich mehrere Zeitungen, deren Spalten fast ausschließlich durch die sensationelle Parlamentsrede und daran sich knüpfende Konjekturen angefüllt waren, als Robert bei ihm eintrat. Der Kommerzienrath blickte auf und musterte das bleiche, verstörte Gesicht seines Sohnes mit forschendem Blicke.

„Ich wußte, daß Du zu mir kommen würdest,“ sagte er, auf die Zeitungen deutend. „Das sind gewichtige Blätter, sie enthalten die Grabrede für manches exträumte Glück, manche ausschweifende Hoffnung. Sie prophezeien mir auch Dein Kommen. Unter den als gewissenlosester Schwindel gebrandmarktten Gründungen ist auch die Nordwestbahn namhaft gemacht worden. Ich hoffe in Deinem und meinem Interesse, daß Du daran nicht mehr theilhaftig bist.“

„Die Nordwestbahn ist über solche Angriffe erhaben, die ein Mensch, der sich nur einen Namen machen will, in frivolster Weise in das Publikum schleudert.“

„Desto besser. Was führt Dich also zu mir?“

„Die Theilnahme für das Wohl meiner Schwester, sonst nichts.“

„Schon wieder? Das Wohl Ida's könntest Du füglich meiner Obhut überlassen.“

„Das kommt auf Ansichten an. Mein Freund Kattwitz bat mich vor seiner Abreise um meine Fürsprache bei Dir, da er beabsichtigt, um Ida's Hand anzuhalten. Ida hat ihm nach seiner Versicherung so viele Beweise der Zuneigung gegeben, daß an ihrer Einwilligung nicht zu zweifeln ist. Da ich Kattwitz dieser Tage zurückwarderte, so möchte ich wissen, ob ich ihm Hoffnung machen soll, ob nicht.“

Der Kommerzienrath war vor Erstaunen beinahe sprachlos, dann lachte er ärgerlich auf.

„Kattwitz? Der alberne Tropf — und er glaubt, daß Ida — nein, das ist mir wahrhaftig zu arg!“

„Ich ersuche Dich, die Sache etwas ernsthafter zu nehmen,“ sagte Robert, die Stirn runzelnd. „Ich kam nicht her, um Dich zu amüsiren, sondern eine entschiedene Antwort von Dir zu erhalten.“

„Gut, gut, Deine Antwort soll Dir werden, wie Du sie entscheidener gar nicht wünschen kannst,“ rief der Kommerzienrath zur Thüre eilend. „Wenn ich wüßte, daß Ida wirklich einen so verdorbenen Geschmack hätte, einen Mann wie Kattwitz zu lieben, noch heute sendete ich sie zu besserer Erziehung in das Pensionat zurück.“

Während der letzten Worte hatte er heftig die Klingel gezogen.

„Franz!“ rief er dem herbeieilenden Diener. „Bitte meine Tochter, doch einmal sofort zu mir zu kommen.“

Einige Minuten verfloßen in stillschweigender

Erwartung. Der Kommerzienrath schritt, ingrinnig vor sich hinlachend, im Zimmer auf und ab, während Robert wie in einem Anfall von körperlicher Ermattung sich auf einen Stuhl niedergelassen hatte und die Augen starr auf den Boden geheftet hielt. Erst als Ida eintrat, richtete er sich wieder auf.

Robert war im Begriff, sie anzureden, aber der Kommerzienrath machte eine abwehrende Bewegung.

„Keine Beeinflussung, wenn ich bitten darf, Niemand ist hier zu sprechen befugt, als ich.“ Damit faßte er Ida, die betroffen den Blick von ihrem Bruder auf den Vater und wieder zurück gleiten ließ, bei der Hand.

„Robert theilt mir soeben mit, der Baron v. Kattwitz beabsichtigt, um Deine Hand anzuhalten, er rühmt sich, daß ihn Deine Gunstbezeugungen zu dieser Kühnheit berechtigten. Sage es frei und offen, ist es wahr, hast Du ihn bevorzugt?“

„Nicht daß ich wüßte, Papa,“ entgegnete Ida verlegen. „Nieber Gott, wer gibt so genau Acht auf seine Worte und Mienen, besonders bei einem Verehrer wie Kattwitz. Er hat mir Aufmerksamkeiten erwiesen, da mag ich wohl etwas freundlicher gegen ihn gewesen sein, als gegen die übrigen Herren. Ist das ein Verbrechen?“

„Bewahre, aber man ist in der Gesellschaft verpflichtet, über seine Mienen und Worte zu wachen, besonders ein junges Mädchen. Merke Dir das für künftighin. Doch das thut hier nichts zur Sache. Noch eine Frage beantworte mir, aber ehrlich und ohne Rückhalt, hörst Du, ganz wie Dir es um's Herz ist: liebst Du den Baron v. Kattwitz?“

Ida warf verächtlich die Oberlippe auf.

„Den? Aber Papa, wie kannst Du nur fragen? Wenn Ihr mich nur deshalb hergerufen habt, so braucht Ihr wahrhaftig nicht so feierliche Gesichter zu machen. Das ist doch nur zum Lachen. Ehe ich solch' einen Strohhalm nehme, dem eigentlich jede recht ist, da heirathe ich lieber Robert's biden Buchhalter, den mit der Stumpfnase, der immer nach meinem Fenster hinausschielte, wenn er aus dem Geschäft kommt.“

Der Kommerzienrath klopfte Ida die Wangen, während er ihr freundlich zunickte.

„Brav, mein Töchterchen! Du bist Deines Vaters Kind.“ Dann wandte er sich an Robert: „Genüß Dir das?“

Auf Robert's Gesicht erschien ein häßlicher Zug, der ihn entstellte.

„Vielleicht wäre meiner Schwester, die einen so außerordentlich gebildeten Geschmack zu haben scheint, daß ihr selbst der Buchhalter ihres Bruders lieber ist, als ein junger Cavalier aus den ersten Adelskreisen, die Werbung des Doktor Weller angenehmer gewesen.“

In Ida's Wangen schoß brennende Röthe und ein Blick des Zornes aus ihren Augen traf den Bruder.

„Was soll das heißen?“ fuhr der Kommerzienrath auf. „Ist das nur eine so auf's Gerathewohl hinausgeschleuderte Verdächtigung, oder hast Du bestimmte Gründe dafür? Ich fordere Dich auf, Dich vor mir und Ida zu rechtfertigen.“

„Möchtest Du nicht erst dieselbe Frage, die Du anläßlich meines Freundes an Ida gerichtet, auch einmal in Hinsicht auf den Doktor Weller an sie stellen?“ versetzte Robert, Ida scharf beobachtend.

„Um Dich zu beschämen, ja! Ida, liebst Du den Doktor Weller?“

Ida, die während dieser Worte in größter Verwirrung dagestanden hatte, brach in Thränen aus.

„O, das ist schändlich!“ rief sie. „Pfui, Robert, schäme Dich, mir das anzuthun. Aber

ich weiß wohl, warum das geschieht. Aus Rache für Deinen Freund, und dann, weil der Doktor Weller so freundlich mit Jane ist, darum magst Du ihn nicht leiden, und nun willst Du auch den Vater gegen ihn aufhehen! Meinetwegen magst Du den Doktor aus dem Hause bringen, was geht er mich an? Aber wie Du mich heute behandelt hast, das vergesse ich Dir nie!“

„Es ist genug,“ sagte der Kommerzienrath, Ida beänftigend über das dicke, wellige Haar streichelnd. „Geh, mein Kind, und überlaß das Weitere mir.“

Damit küßte er sie auf die Stirne und geleitete die Weinende zur Thüre. Nachdem diese sich hinter Ida geschlossen, trat er auf Robert zu.

„Jetzt sage mir, Robert, was veranlaßte Dich, eine solche Aeußerung zu thun, die einer böswilligen Verleumdung sehr ähnlich sieht!“

„Gründe liegen genug vor,“ versetzte Robert, sich mühsam zur Ruhe zwingend, „möglich, daß Du das Gewicht derselben nicht objektiv genug zu würdigen verstehst.“

„Und diese Gründe wären?“

„Der Doktor Weller steht in schlechtem Rufe, man sagt ihm nach, daß er auf die Töchter reicher Familien spekulire, in die ihn seine Praxis als Arzt eingeführt. Leider war ich bis vor Kurzem zu arglos, um sein Benehmen Ida gegenüber zu beobachten, erst fremde Leute, die schärfere Augen besitzen als Du, mußten mich darauf aufmerksam machen, wie kompromittirend dasselbe für meine Schwester ist.“

„Wer sind diese anderen Leute?“

„Das thut nichts zur Sache, genug, daß Ida mit dem Doktor in's Gerede gekommen ist.“

„Das wäre so schlimm nicht, wenn sie ihn wirklich liebte und sich mir anvertraut hätte.“

Robert lachte kurz auf.

„Natürlich, schon aus Opposition gegen mich aus Klancine gegen den Adel würdest Du einen bürgerlichen Freier begünstigen, wenn er auch ein Hans Habenicht's wäre. Aber damit sind wir nicht fertig, denn auf den unbescholtene Ruf Deines künftigen Schwiegersohnes wirst Du doch sehen. Es ist bekannt, daß der Doktor ein intimes Verhältniß mit der Operettensängerin Boroni unterhält, mir nahestehende Persönlichkeiten haben es aus erster Quelle erfahren.“

Der Kommerzienrath schien doch betroffen.

„Wenn sich Deine Angaben bewahrheiten, so —“ er stockte und trommelte unruhig mit den Fingern auf der Platte des Schreibsekretärs. „Das Weitere sei meine Sache. Ich werde den Doktor selbst fragen.“

„Das ist allerdings der sicherste Weg,“ höhnte Robert. „Ich gratulire Dir zu Deiner Methode.“

„Meine Methode ist gerade und ehrlich, nicht hinten herum, nicht heimlich, nicht durch Schliche mein Ziel zu erreichen. Der Regel, die ich fünfzig Jahre lang befolgt und immer bewährt gefunden habe, wirst Du mich auf meine alten Tage nicht abspenstig machen.“

„Ich verzichte freiwillig darauf. So wären wir also für heute fertig, ich hoffe, daß ich Dir nie wieder mit einem Anliegen zu kommen brauche,“ entgegnete Robert, indem er zur Thüre schritt. Als er bereits die Klinke erfaßt hatte, bewog ihn ein Wort des Vaters, sich noch einmal umzuwenden.

„Robert, war das wirklich Alles, was Du mir sagen wolltest? Du kamst nicht, um Dich mir anzuvertrauen, um meine Hilfe in Anspruch zu nehmen?“

Der gedämpfte, versöhnliche Ton schlug wie eine Mahnung an Robert's Ohr, die ihn in die Arme des Vaters zurückrief. Er zögerte an der Schwelle, er war ja mit der Absicht gekommen, wenn die Unterredung einen gütlichen Verlauf nahm, den Vater über Alles, was ihn bedrängte, zu unterrichten, seinen Irrthum einzugestehen und den Rath, die Hilfe, die er früher

hochmützig zurückgestoßen, zu erbitten. Aber jetzt, nachdem abermals so bittere Worte gefallen, jetzt konnte er sich nicht demüthigen vor dem Vater, konnte nicht eingestehen, wie Unrecht er gehabt, die Warnungen desselben zu verachten, konnte ihn nicht ansehen, einen Theil seines eigenen Vermögens zu opfern, um den Sohn zu retten. Aller Stolz, alle Eitelkeit in Robert's Brust empörten sich gegen eine solche Zumuthung, die ihm als eine Erniedrigung erschien. Und wenn er sich wirklich dazu zwang, wenn er die berechtigten Vorwürfe des Vaters stillschweigend ertrug und schließlich doch eine Zurückweisung erfuhr? „Nein!“ rief es in ihm, „lieber sterben!“ Er biß die Zähne aufeinander und in seinem Anitz prägte sich unerschütterlicher Trost aus, als er sich zu dem Kommerzienrath wandte, der noch immer auf eine Antwort harrend schweigend ihm gegenüberstand.

„Nein,“ sagte er kurz und scharf. Damit verließ er das Zimmer.

Drunten ließ er sich sofort vom Bureau- diener eine Droschke holen und fuhr nach der Börse. Sein Kopf glühte und das Blut pulsrte ihm fieberhaft durch die Adern. Alles, Alles war ihm fehlgeschlagen in der letzten Zeit seit jenem unglücklichen Heirathsprojekt mit dem Grafen v. Reinstein, als sei mit diesem eine feindliche Macht in sein Leben getreten, die alle Pläne und Hoffnungen auf künftige Größe zu vernichten strebte. Schon seit Wochen kämpfte er nur noch um seine Rettung vor dem äußersten Ruin, und Schlag auf Schlag fiel vernichtend auf sein Haupt nieder.

Sein Verlust bei dem Bankerott der Bergwerksgesellschaft Viktoria war größer gewesen, als er gefürchtet, Rattwitz hatte anstatt der versprochenen viermalhunderttausend Mark nur zweimalhunderttausend gefandt, und diese Summe zerrann Robert unter den Fingern, nachdem er sie kaum erhalten; an eine Einlösung der verpfändeten Hypotheken konnte nicht gedacht werden. Bereits hatte er eine Prolongation der Darlehensfrist nachsuchen müssen, die ihm nur unter den härtesten wucherischen Bedingungen von Böhm ausgewirkt worden war, und jetzt brach auch die letzte Unternehmung, an die sich seine Hoffnungen geklammert, zusammen.

Der Eindruck, den die sensationelle Parlamentsverhandlung auf die Börse gemacht, gab sich bereits dem Nahenden kund, ehe er noch die inneren Räume des palastähnlichen Gebäudes betreten hatte. Auf den Stufen der großen Freitreppe bis hinaus auf den Straßendamm standen dichte, lebhaft diskutirende Gruppen, die mächtige Börsenhalle war zum Erdrücken mit schreienden, heftig gestikulirenden Männern angefüllt, überall sah man bleiche, verstörte Gesichter, mit jedem einlaufenden Telegramm wuchs die Aufregung, die Bestürzung, und in dem wüsten Lärm vernahm man kaum die gellenden Stimmen der Matler, welche die Kurse ausriefen. Was er sah und hörte, übertraf seine schlimmsten Befürchtungen, er konnte sich die furchtbare Wahrheit nicht mehr verhehlen, eine Panik hatte die Börse ergriffen und die Kurse der Spekulationspapiere gingen rapide herunter.

Böhm stieß von ungefähr auf den jungen Bankchef.

„Gerr Bach,“ schrie er, seinen Mund an Robert's Ohr legend, „die miserable Rede hat uns den Todesstoß gegeben. Seitdem ich hier bin, fallen Nordwestbahn alle fünf Minuten um zehn Prozent. Lassen Sie sich mit den Aktien Ihr Zimmer tapazieren, das gibt eine schöne Erinnerung — wir sind ruiniert.“

Eine herandrängende Menschenwoge riß den Agenten von Robert's Seite, ehe dieser antworten konnte. Als er von ungefähr in einen der kleinen Nebensäle gerieth, begegnete ihm ein anderer Finanzmann seiner Bekanntschaft.

„Nach Schluß der Börse Konferenz in meinem Privatbureau,“ raunte ihm dieser zu.

Robert nickte schweigend, er war wie betäubt. Bis zum Schluß der Börse, die heute bis lange nach der gesetzlichen Zeit gefüllt blieb und aus der das Publikum förmlich mit Gewalt entfernt werden mußte, ließ er sich willenlos in dem Menschengewirr hin und her treiben, um noch die letzten Kursnotirungen zu vernehmen; dieselben waren für die im Parlamente namhaft gemachten Gründungen geradezu gleichbedeutend mit völliger Entwerthung.

Auch die Konferenz zwischen den Gründern der Nordwestbahn zeigte ihm nur, wie zerfetzend bereits der Schrecken gewirkt hatte: es war keine Einigung über die nothwendigsten Schritte mehr zu erzielen. Ueberall Muthlosigkeit, Jeder nur noch darauf bedacht, sich selbst zu retten, nirgend mehr Kredit — das war die Signatur der Geschäftslage. Die Nordwestbahn war bankrott, und das Einzige, was noch mit Einkünftevereinbarung vereinbart wurde, da Alle gleiches Interesse daran hatten, war, den Zusammenbruch der Gesellschaft so lange wie möglich zu verheimlichen, zu verhüten, daß die wahre Lage der Dinge durch die Zeitungen in das Publikum drang.

Erstbipst an Geist und Körper, fast unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen, den Umfang seines Verlustes zu überblicken, langte Robert zu Hause an.

Als er aus der Droschke stieg, traf er an der Schwelle seiner Wohnung auf Rattwitz, bei dessen unerwartetem Anblick er zusammenschreckte, wie ein flüchtiger Verbrecher vor dem Tritt des Verfolgers.

„Famöser Zufall,“ rief Rattwitz, „dachte schon, ich müßte ununterrichteter Sache wieder abziehen.“

„Wo kommst Du her?“ stammelte Robert, der nicht anders glaubte, als daß des Barons Rückkunft durch die letzten Ereignisse veranlaßt worden sei, und daß derselbe käme, um Rechenschaft von ihm über die Verwendung der ihm anvertrauten Summe zu fordern.

„Komische Frage, wo soll ich denn herkommen? Von Ranzow natürlich,“ erwiderte Rattwitz. „Hielt es effektiv nicht mehr aus, habe schweißliche Langweile ausgestanden, von der Du Dir auch nicht einen entfernten Begriff machen kannst.“

„Tritt näher,“ sagte Robert, durch seines Freundes Benehmen wieder beruhigt. „Hier auf der Straße können wir doch nicht ordentlich miteinander reden. Oder hast Du Eile?“

„Eile? Bewahre, kenne ich gar nicht außer Dienst. Ein anständiger Mensch hat nie Eile.“ Damit folgte er Robert in dessen Wohnung.

„Du erlaubst,“ sagte er, sich auf der Chaiselongue ausstreckend. „Ich bin schauberhaft strapazirt, zwei Stunden Wagen, vier Stunden Eisenbahn, das Herumtreiben auf den Bahnhöfen nicht gerechnet — verwünschte Erfindung, das Reisen, meinst Du nicht?“

„Du bist also heute erst angekommen?“

„Heute Mittag, habe mir nur Zeit gelassen, etwas zu diniren, und bin dann sofort zu Dir geeilt. Kannst Dir denken, warum — Sehnsucht ließ mir keine Ruhe. Apropos, was gibt's Neues? Auf Ranzow erhält man die Zeitungen immer erst einen Tag nachher, die gestrige und heutige habe ich noch gar nicht gelesen. Was ist denn das für eine Parlamentsrede, von der ich bei der Tafel so viel hören mußte. Bin nicht recht daraus klug geworden. Hat ja dem Anschein nach horribles Aufsehen gemacht.“

„Darauf läuft ja auch nur die Absicht der Herren im Parlamente hinaus, es gilt, die Wähler in Athem zu halten, damit sie die werthen Personen ihrer Herren Abgeordneten nicht vergessen,“ entgegnete Robert.

„Ja, natürlich, das leuchtet ein, um was handelt es sich denn eigentlich?“

„In unverantwortlicher Weise sind die geachteten industriellen und kommerziellen Unternehmungen angegriffen worden, weil ihre Prosperität den Neid Derjenigen herausfordert, die den Kopf nicht dazu haben, ebenfalls zu wagen und zu gewinnen. Das Publikum wird sich durch diese Klopffechtere aber nicht auf die Dauer täuschen lassen, sondern wissen, auf welcher Seite sein wahrer Vortheil liegt.“

„Versteht sich,“ meinte Rattwitz nachsinnend. „Ja, was ich noch sagen wollte, Du hast das Geld doch empfangen?“

„Und auf Deine Rechnung Nordwestbahn-Aktien dafür gekauft,“ bestätigte Robert, indem er sich zum Fenster wandte, um die Röthe der Scham, die ihm in die Wangen stieg, zu verbergen. Er wußte, daß er den Freund getäuscht und jetzt, wo er ihm keine Entschädigung dafür zu bieten vermochte, fiel ihm seine Handlungsweise schwer auf das Gewissen.

„Stehen sie gut, haben wir schon gewonnen?“

„Noch nicht, es liegt ja auf der Hand, wie schädigend solche Verleumdungen, von der Tribüne des Reichstags in's Volk geschleudert, auf die solidesten Unternehmungen wirken müssen. Es heißt jetzt aushalten und Geduld haben, bis der erste Schreck vorüber ist.“

Rattwitz hatte bis jetzt nicht Zeit gefunden, seinen Freund genau zu betrachten, nun fiel ihm mit einem Mal das Aussehen desselben auf.

„Du siehst angegriffen aus, Robert,“ bemerkte er, „bist merkwürdig zusammengefallen in den letzten Wochen, krank gewesen, wie?“

„Das nicht, nur unwohl, meine aufreibende Beschäftigung —“ entgegnete Robert verwirrt.

„Habe es Dir ja immer gesagt. Diese Comptoirarbeit, das ewige Herumschnüffeln in den dicken Kontobüchern, rechnen und schreiben, schreiben und rechnen, si donec, das hält nur eine plebejische Konstitution aus. Du solltest es aufgeben, Du und Dein Alter, Ihr habt am Ende genug zusammengeharrt. Kauf Dir ein Gut und laß das Geschäft zum Kukul fahren.“

Ueber Robert's Gesicht zuckte es, als er wie in verzweifelter Selbstironie entgegnete: „Du mußt Dich noch etwas gedulden, lieber Wolf, vielleicht ist es bald so weit. Jedenfalls werde ich noch eher Rittergutsbesitzer, als Du der Mann meiner Schwester.“

(Fortsetzung folgt.)

Generallieutenant G. L. v. Caprivi, Chef der deutschen Admiralität.

(Mit Porträt auf Seite 209.)

Georg Leo v. Caprivi-Caprara de Montecuculi, wie der vollständige Name des gegenwärtigen Chefs der deutschen Admiralität lautet, dessen Porträt unsere Leser auf S. 209 finden, ist am 24. Februar 1831 als Sohn des geheimen Obertribunalraths v. Caprivi zu Berlin geboren, trat, nachdem er seine Vorbildung im Kadettenhause empfangen, 1849 in das Kaiser Franz Garde-Grenadierregiment ein, besuchte später die Kriegsakademie und zeichnete sich dort so aus, daß er schon 1861 als Hauptmann in den Generalstab aufgenommen wurde. 1865 wurde er als Kompagniechef in das 64. Regiment, 1866 in den großen Generalstab versetzt und zum Major befördert, worauf er im Stab des Oberkommando's der ersten Armee den Krieg in Böhmen mitmachte. Im Jahre 1870 ward er als Oberstlieutenant zum Chef des Generalstabs des 10. Corps ernannt, 1872 als Oberst mit der Leitung einer Abtheilung im Kriegsministerium beauftragt, und 1873 zum Generalmajor befördert; 1878 erhielt er das Kommando einer Infanteriebrigade in Stettin, 1881 das einer Gardebrigade in Berlin. Im Dezember 1882 zum Generallieutenant und Kommandeur der 30. Division in Metz ernannt, ward er im März 1883 berufen, nach Stosch's Rücktritt die Leitung der deutschen Admiralität zu übernehmen. Viele Er-

nennung schien zuerst Vielen befremdlich, weil v. Capri keine seemannische Laufbahn durchgemacht, doch seine bisherige Verwaltung und Leitung der deutschen Kriegsmarine hat zur Genüge dargehan, daß er, der vorher sich im Generalstab, in der Armeeverwaltung und als Truppenbefehlshaber im praktischen Dienst, wie als Kommissär des Kriegsministeriums im Reichstage bewährt hatte, sich auch in seinem neuen Fache rasch heimisch zu machen verstanden hat.

Die Hütte Peter's des Großen in Saardam.

(Mit Abbildung.)

In der Stadt Saardam (oder Zaandam) der niederländischen Provinz Nordholland steht noch heutzutage das bescheidene hölzerne Haus, worin Zar Peter der Große im Jahre 1697 wohnte, als er nach Holland kam, um dort den Schiffsbau zu erlernen. Der Zar hatte schon in Archangel die Schiffe der fremden Seefahrer besucht und ihre Bauart sorgfältig studirt, und dies mochte nicht wenig dazu beigetragen haben, in ihm den Entschluß zu

jener Bildungsreise in's Ausland zur Reise zu bringen. Als er im August 1697 nach Holland kam, begab er sich von Amsterdam sogleich mit zehn Edelknechten aus seinem Gefolge nach dem nahen Saardam, aus dessen Werften damals die meisten der mit Rußland Handel treibenden Kauffahrtschiffe hervorgingen. Er mietete von dem Schiffsbauer Gerrit Rist eines der einfachen hölzernen Schifferhäuser, aus denen zu jener Zeit fast die ganze Stadt bestand, und quartierte sich darin ein, um auf der Werfte eines Meister Rogge den Schiffsbau und im Orte selbst den Bau und Betrieb der Getreide-, Oel- und Schneidemühlen kennen zu lernen. Schon nach acht Tagen aber begab sich der Zar, da ihn überall Neugierige umbrängten, wieder nach Amsterdam, wo er ungestört auf den Werften der ostindischen Compagnie arbeiten konnte. Noch immer aber wird das Gedächtniß seiner Anwesenheit in Saardam durch jenes bescheidene Häuschen, von dem unsere Abbildung eine Ansicht gibt, aufrecht erhalten. Dasselbe steht in einem Hofe; das Innere besteht aus zwei Kammern und einem Bettschrank. Ueber

dem Ramin befindet sich eine Marmortafel mit der Inschrift: „Petro Magno — Alexander“, welche Kaiser Alexander von Rußland bei seiner Anwesenheit im Jahre 1814 dort einmauern ließ; eine zweite Marmortafel erinnert an den Besuch Alexander's II. im Jahre 1839.

Das Ende Sardanapal's.

(Mit Bild auf Seite 213.)

Unter dem Könige Sardanapal zerfiel im 7. Jahrhundert v. Chr. das einst so mächtige assyrische Reich. Den tragischen Untergang des assyrischen Königshauses berichtet der am Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. am persischen Hofe lebende griechische Arzt Ktesias folgendermaßen: Sardanapal (626 bis 606 v. Chr.) war gleich den meisten seiner üppigen und ausschweifenden Vorgänger ein weichlicher Schwelger, der sich nur, als sein Ende herannahte, zur Größe antiken Heldenthums erhob. Zwei Jahre lang hatte er seine von Indern, Skythen und Medern belagerte Hauptstadt Ninive tapfer vertheidigt, als durch Aus-



Die Hütte Peter's des Großen in Saardam.

treten des Tigris ein Theil der Befestigungen zerstört und ein fernerer erfolgreicher Widerstand dadurch unmöglich gemacht wurde. Da entschloß sich der König, lieber freiwillig zu sterben, als in die Hände des Feindes zu fallen. Er ließ einen gewaltigen Scheiterhaufen errichten, auf welchen kostbare Teppiche, Ruhebetten, goldene Tische und Gefäße, sowie eine zahllose Menge Schätze und Kostbarkeiten gebracht wurden. Darauf nahm Sardanapal, nachdem er vorher noch Feuer an seine Königsburg gelegt, mit allen seinen Weibern auf dem Scheiterhaufen Platz und ließ denselben anzünden. Dieser Augenblick ist es, den unser Bild auf S. 213 darstellt. Die Feinde drangen darauf in die Stadt ein und brannten sie vollständig nieder. Im Jahre 606 v. Chr. war es, als über der Leiche seines letzten Fürsten das assyrische Weltreich zusammenstürzte. Nur ungeheure Trümmerhaufen, die Meilen weit das Land bedecken, erzählen dem Forscher unserer Tage noch von der Herrlichkeit und Größe Ninive's und seiner Könige, deren erster der sagenhafte Ninus im 13. Jahrhundert v. Chr. gewesen war.

Die Almosenpflegerin.

Erzählung

von

Sermann Stricksfeld.

1. (Nachdruck verboten.)

Im Vorfaal des Rabinet's Napoleon's, der seit Kurzem das Kaiserdiadem Frankreichs trug, drängte sich an einem Novembervorgen des Jahres 1804 eine glänzende Versammlung, begierig, den ersten Gruß des aus seinen Gemächern tretenden kaiserlichen Herrn zu empfangen. Die Unterhaltung war unter den einzelnen Gruppen eine lebhaftige; große Festlichkeiten standen in Aussicht und am Tage vorher war bereits der Papst Pius VII. in eigener Person auf Schloß Fontainebleau eingetroffen, um der bevorstehenden feierlichen Krönung des Gebieters einer halben Welt und seiner Gattin Josephine die kirchliche Weihe zu verleihen.

Jetzt erschien eine junge Dame von zierlichem Wuchs in einem eleganten Morgenkostüm auf der Schwelle des Vorfaales. Es war die Fürstin Pauline Borghese, die Lieblingschwester des Kaisers, der es unter seinen Geschwistern allein gestattet, sich zuweilen über die Etikette des Hofes hinwegzusetzen. Ohne Weiteres schritt sie durch die Reihen der Harrenden, die sich grüßend vor ihr verneigten, und pochte mit der leichten Hand an die Thüre des Arbeitszimmers ihres kaiserlichen Bruders — eine bloße Förmlichkeit, denn sie wartete zum Eintritt kaum das „Herein!“ ab.

Der Weltbegwinger befand sich in der denkbar schlechtesten Stimmung, denn er hatte wieder große Summen an Juweliers und Kleiderhändler für seine Gemahlin, die Kaiserin Josephine, zahlen müssen.

„Was willst Du so früh?“ fuhr er die Fürstin an, „ich habe keine Zeit für Dich. Komm wieder — nachher — morgen — nur jetzt gehe.“



Der assyrische König Sardanapal verbrennt sich mit seinen Weibern und Schätzen. (S. 212)

Aber Pauline kannte ihres Bruders Weise nur zu gut, um sich abschrecken zu lassen. „Verzeih, wenn ich störe.“ sagte sie, „ich will Dich nicht aufhalten, kein Besuch oder irgend eine nichtige Veranlassung führt mich so früh in die Tuilerien, es war die Sorge für Dich und Deine Würde, die man leichtsinnig kompromittirt.“

Napoleon's Stirne umwölkte sich noch mehr. „Eine Denunziation,“ grüßte er, „ich errathe schon, gegen wen sie gerichtet ist, da sie aus Deinem Munde kommt.“

„Du bist ungerecht,“ entgegnete Pauline schmöckend, „mit meiner Mittheilung hat mein Verhältniß zu Deiner Gattin nichts zu schaffen. Aber es ist Dir wohl nicht bekannt, daß zur selben Zeit, wo Bonaparte Frankreichs Kaiserkrone aus des Papstes Hand empfängt, seine Gattin mit dem Marquis d'Arigny, dem Hofmarschall der Herzogin von Angoulême, und seiner Gattin vertrauliche Briefe wechselt.“

„Davon weiß ich allerdings nichts,“ sagte der Kaiser hastig. „Wann wird diese Frau aufhören, durch ihren grenzenlosen Leichtsin die wenigen Stunden meiner Ruhe zu verbittern? Aber es soll anders werden von diesem Morgen an, ich werde sofort zu ihr gehen, sie soll lernen, sich zu bezwingen, oder —“

Pauline lachte spöttisch. „Herzules an Omphale's Rocken,“ unterbrach sie den Zürnenden, „ein Lächeln, ein herzegewinnendes Wort, und der drohende Zorn wird besänftigt, ich kenne das. Auch dürftest Du Josephinen jetzt kaum gelegen kommen, denn so viel ich weiß, pflegt sie gewöhnlich in der Frühe Madame Guerin, die berühmte Modistin, zur Konferenz für die Tagestoilette zu empfangen.“

„Die Guerin?“ rief Napoleon. „Ich selber habe ihr doch verboten lassen, sich jemals wieder der Kaiserin zu nahen, sie ist eine Verführerin! Ich will Ordnung und Mäßigkeit in meinem Hause, vor Allen will ich aber auch dem Keid und der Zwietracht ein Ende machen — Sie verstehen mich, Fürstin Borghese. Wie Sie im Innern auch denken mögen, Sie haben äußerlich der Gemahlin Ihres Bruders, Ihrer Souveränin, stets die schuldige Ehrfurcht zu bezeugen; sie verdient dieselbe, trotz aller Schwächen.“

Und ohne sich um die zurückbleibende Schwester weiter zu kümmern, verließ der Kaiser das Kabinett.

Wenige Augenblicke darauf betrat er das Gemach, wo Josephine sich gewöhnlich zu dieser Stunde aufhielt.

„Der Kaiser!“ — Wie im Tone des Erschreckens kam es aus Josephinens Mund, da die Gestalt ihres Gemahls am Eingange des Gemaches sichtbar ward; zu gleicher Zeit aber eilte sie aus dem hinteren Raum, wo sie verweilt, in die vordere Abtheilung des Gemaches, den unerwarteten Besuch zu empfangen.

Napoleon war der Ruf nicht entgangen, so wenig wie der Umstand, daß die Kaiserin nicht allein war. Im Hintergrunde stand an einem kleinen vergoldeten Tisch, auf dem verschiedene Papiere und Hefte ausgebreitet lagen, eine alte Dame in dunkler Toilette.

„Ich scheine ungelegen zu kommen,“ sagte Napoleon mit scharfer Betonung.

„Wann wäre Ihr Besuch nicht willkommen, Sire?“ entgegnete Josephine schnell gefast und lächelnd, „nur überraschend war er mir gerade zu dieser ungewohnten Stunde, in der ich diese Dame auf einige Minuten empfangen zu dürfen glaubte.“

„Wer ist diese Dame, und was führt sie zu der Kaiserin?“

„Diese Dame,“ — wie ein leichter Schatten der Verwirrung glitt es über Josephinens Züge, freilich nur für einen Moment, dann erwiderte sie sofort: „Diese Dame ist eine bekannte Wohlthäterin der Armen und Vorstand

vieler frommen Stiftungen, für die ich die Protection übernommen habe. Sie hat die Güte, als meine Almosenpfliegerin in Fällen zu fungiren, die gewisse Diskretion erfordern.“

Mehr und mehr klärte sich Napoleon's Antlitz auf. „Das ist eine Beschäftigung, bei der ich meine Gemahlin gerne überrasche,“ sagte er wohlwollend, „ich wünsche nicht, daß meine Besuche künftig Madame verschrecken — Madame.“ fragend hielt er inne.

„Madame Duchastel!“ ergänzte Josephine. Der Kaiser neigte leicht das Haupt gegen die alte Dame, dann zog er sein Portefeuille und entnahm ihm ein paar Hundertfrankenoten, die er auf den Marmortisch niederlegte. „Für Ihre Zwecke, Madame,“ fügte er mit entlassender Handbewegung hinzu, welcher die alte Dame sofort Folge leistete. Es war, als ob Josephine leichter athme, nachdem Madame Duchastel verschwunden.

Des Kaisers Antlitz dagegen hatte auf's Neue den Ausdruck des Unmuths angenommen, mit welchem er eingetreten war; zu seiner Gattin in den vorderen Raum zurückkehrend, nahm er mit rauhem Tone das Wort.

„Nun zu dem, was mich hergeführt. Wann soll ich endlich Ruhe haben vor den Gläubigern meiner Gattin, die sich um Bezahlung an mich wenden. Antworten Sie mir, haben Sie mir nicht versprochen, als ich das letzte Mal Ihre für Toilette und Schmucksachen gemachten Schulden bezahlte, keine neuen zu kontrahiren?“

„Ja, Sire, und ich habe mein Wort gehalten!“ erwiderte Josephine. „Bis heute!“ fügte sie hinzu, während ein schallhaftes Lächeln über ihre Züge flog, „es ward mir schwer genug.“

„Und die neuen Forderungen, die man diesen Morgen an mich stellte?“ fuhr der Kaiser auf. „Sind älteren Datums, bei der Aufstellung für die letzte Zahlung von mir übersehen, und als ich den Fehler bemerkte, wollte ich Ihnen die Unannehmlichkeit und mir eine Scene sparen. Ich versprach den Leuten, sie nach und nach zu bezahlen; vor einigen Tagen war die erste Rate fällig — leider konnte ich mein Versprechen nicht halten.“

„Ah, weil eine neue Luxusausgabe Sie verhinderte.“

„Nein, Sire. Ich hatte das Geld beisammen. Aber am Morgen desselben Tages warf sich eine Dame, die Gattin eines Beamten, zu meinen Füßen. Ihr Entel, ein Opfer der Verführung, hatte sich ein Vergehen zu Schulden kommen lassen, seine Ehre, sein Leben stand auf dem Spiele, und seine Verzweiflung war grenzenlos. Eine Summe von dem Betrage, den ich für jene erste Rate zu verwenden gedachte, konnte einer ehrenhaften Familie, einer würdigen Greisin das Glück wieder geben. Ich vergaß Juwelier und Modistin, o, Sire,“ — feucht schimmerte es im Blicke Josephinens — „hätten Sie die Thränen der alten Frau gesehen — Freudenthränen!“

„Und warum wandte man sich nicht an mich?“

„Weil ich Ihre unbeugsame Strenge kenne, Sire,“ lautete die Antwort, „der Name des Mißleiteten sollte Ihnen Geheimniß bleiben.“

„Sie wissen, ich liebe keine Heimlichkeiten. Wo ich nicht klar sehe, zweifle ich stets; wer sagt mir —“

Er wagte vor Josephinens Blick nicht zu vollenden, als diese ihm in's Wort fiel: „Mit dem Jammer einer Greisin treibe ich kein frivolcs Spiel, Sire.“

Sie trat an ihren Schreibtisch und nahm ein Billet aus der sammtnen Mappe. „Lesen Sie, jetzt bitte ich Sie darum, Sire,“ fuhr sie fort, „es ist der Dankeserguß der Geretteten, Sie werden das Vertrauen, das Unglückliche in

Frankreichs Kaiserin setzten, nicht zu Schanden machen.“

Mit der einen Hand das ihm dargereichte Schreiben ablehnend, zog der besiegte Gatte Josephine mit der anderen an sich heran. „Ich glaube es,“ sagte er, „und will nichts weiter wissen, als daß Josephine das beste Gemüth der Erde besitzt, aber zugleich einen Sinn, der jeder Regung zugänglich ist, ohne an etwaige Folgen zu denken. Die Leute sollen bezahlt werden, diese Sache wäre erledigt, schreiten wir zu einem zweiten, ernstern Punkte. Ist es wahr, daß Sie mit dem Hofmarschall der Herzogin von Angoulême und dessen Gattin Briefe wechseln?“

„Allerdings, Sire,“ lautete Josephinens freimüthige Antwort, „die Marquise d'Arigny gehörte zu meinen Beschützerinnen in den Tagen der Noth — ich theilte mit ihr das Gefängniß. Daß Frankreichs Kaiserin bei der Erfüllung einer Pflicht der Dankbarkeit die Rücksichten, welche sie ihrer Stellung schuldet, nicht vergißt, brauche ich Ihnen nicht zu betheuern. Die Korrespondenz mit d'Arignys steht zu Ihren Diensten.“

„Sie soll aufhören,“ sagte Napoleon, „es ist mein erster Wille, und Sie werden ihn respektiren. Es ist unstatthaft, daß meine Gattin mit Personen des Hauses Bourbon korrespondirt, zumal da dieser d'Arigny ein Intrigant ist.“

„Davon hatte ich keine Ahnung, Sire,“ rief Josephine. „Niemand werde ich wieder eine Botschaft noch einen Boten der Marquise und ihres Gemahls empfangen; es hätte zu diesem Versprechen gar nicht der strengen Richtermiene meines erhabenen Herrn bedurft. Freilich barg sich hinter ihr doch die Güte und die Milde für seine Josephine, die sich nimmer verleugnet, trotz der eifersüchtigen Zuträgerei Paulinens.“

„Handle so, daß sie keinen Grund dazu findet,“ entgegnete Napoleon, zärtlich den Arm um die schlante Gestalt seiner Gattin legend, „und Du bist das höchste Glück, vielleicht das einzig wahre meines Daseins!“

2.

Die glänzenden Krönungsfeierlichkeiten waren vorüber und Papst Pius VII., der den kirchlichen Akt vollzogen, beabsichtigte wieder nach Rom zurückzukehren.

Am Morgen des Tages, an dem der feierliche offizielle Abschied des Papstes vom Kaiserpaar stattfinden sollte, weilte Napoleon, wie gewöhnlich um diese Stunde, in seinem Arbeitszimmer; er saß in seinem einfachen Sessel am Schreibtisch und hörte, anscheinend ohne große Theilnahme, den Bericht des Polizeiministers Fouché.

Dieser hatte dem Souverän Mittheilung von den Machinationen der Gegner zu machen, die durch Intrigen und Pamphlete versuchten, die Kaiserkrönung auf gehässige Weise zu verunglimpfen.

Der Kaiser zuckte gleichgiltig mit den Achseln, nur als Fouché erzählte, daß man sich aufreizender Agenten bemächtigt, die den Namen des Marquis d'Arigny als den ihres Auftragebers genannt, horchte er auf.

„Man soll ohne Rücksicht gegen die Burschen verfahren und ebenso gegen ihren Anstifter, wenn er keck genug sein sollte nach Paris zu kommen,“ befahl er, „seine Gattin stand einst der Kaiserin nahe, man soll trotzdem kein Bedenken tragen, mit aller Strenge gegen ihren Mann vorzugehen; es ist mir doppelt lieb, daß die Kaiserin jede Verbindung mit den Leuten abgebrochen.“

Fouché's schmale Lippen verzogen sich zu einem malitösen Lächeln.

„Von Seiten jener Leute dürfte dies kaum der Fall sein, Sire, wenigstens scheinen sie den

Versuch nicht aufgeben zu wollen, in die Nähe Ihrer Majestät zu gelangen. Eine alte Dame, die man früher nicht bemerkt hat, findet sich seit einiger Zeit hin und wieder zur Morgensstunde in den Tuilerien ein. Sie scheint mit Vertiklichkeit und Personen bekannt, auch sich hoher Protektion zu erfreuen, denn sie verschwindet ohne Weiteres in den Gemächern der Kaiserin. Diese Dame, deren Maske sie nicht völlig unkenntlich macht, soll Madame de Kollan sein, die Schwester der Frau Marquise d'Arigny."

"Ihre Agenten sind im Irthum," brauste Napoleon auf, "ebenso Sie selber. Ich weiß es besser. Unberechenbar ist die Gutherzigkeit und Sorglosigkeit der Kaiserin, aber niemals —"

Er wurde unterbrochen, eine im Vorgemach entstandene laute Bewegung drang bis in die Stille des kaiserlichen Kabinetts; zu gleicher Zeit meldete der Kammerdiener:

"Sire, soeben ist Seine Heiligkeit infognito in einem zweispännigen Wagen angelangt."

Rasch sprang der Kaiser auf. "Ein anderes Mal," rief er Fouché zu, dann verließ er das Kabinet, um, den Vorfaal durchgehend, am Rande der Treppe den unerwarteten, ehrwürdigen Gast zu begrüßen.

Pius VII. gewann schon durch seine äußere Erscheinung die Herzen. Ernst und milde zugleich, leuchteten die dunklen Augen des Greises unter dem weißen, von einem Käppchen bedeckten Haar, und freundlich erhellte sich das Antlitz, da er die Hand zum Gruß und Segen erhob, die Reihe der Versammelten durchschreitend, ehe er an der Seite Napoleon's hinter Thür und Portière des kaiserlichen Gemaches verschwand.

Ein Wink des Kaisers hatte die Herren entlassen. Der Kaiser wußte, daß die Verhandlung, um derentwillen ohne Zweifel der heilige Vater zu einer letzten, zwanglosen Unterredung gekommen war, sich in die Länge ziehen werde. Seine Voraussetzung hatte ihn nicht getäuscht, denn ein erster politischer Gegenstand, eine Seitens des Kaisers verlangte Gebietsabtretung vom Kirchenstaat, bildete den Grund derselben. Eine bewegte Scene entstand zwischen den Trägern der geistlichen und weltlichen Oberherrlichkeit, aber der Würde und Energie des päpstlichen Greises mußte der Weltbesieger nachgeben.

Um jeden Nachklang an die etwas stürmische Unterredung zu vermeiden, lenkte Papst Pius jetzt die Unterhaltung vom politischen Gebiete ab. Er gedachte der Kaiserin, ihres wohlthätigen Wirkens, ihrer gepriesenen Herzengüte und Anmuth, und drückte schließlich den Wunsch aus, sich zwanglos und in herzlicherer Weise von ihr zu verabschieden, als ihm die bevorstehende förmliche Visite es gestattete.

Auf demselben Wege, den kürzlich Napoleon genommen, um seine Gattin die Schwere seines Zornes empfinden zu lassen, führte er heute seinen erhabenen Gast. Abermals fand er Josephine mit der würdigen Dame, die sie als Madame Duchastel bezeichnet, im Hintergrunde des Gemaches an demselben mit Rollen und Papieren bedeckten Tischchen in eifriger Unterhaltung begriffen.

Die Bestürzung beider Damen schrieb Napoleon der Ueberraschung des Augenblicks zu. Auch der Papst mochte dieser Ansicht sein.

"Ich komme, meiner Tochter ein herzlicheres Lebewohl zu sagen, als es mir später vergönnt sein würde," nahm er das Wort, "ich hoffe aber, nicht zu ungelegener Stunde zu kommen."

"Ich segne jeden Augenblick, den ich in der Nähe Eurer Heiligkeit verweilen darf," entgegnete Josephine innig, "nur hat mich das unerwartete Glück so freudig überrascht, und auch jene Dame dort, gestatten Eure Heiligkeit, daß sie sich entfernen darf."

"Warum, meine Tochter?" fragte Pius,

"meine Zeit ist gemessen, und ich möchte nicht gekommen sein, eine Stunde frommer Beschäftigung zu unterbrechen, wie der Kaiser soeben andeutete."

"Diese Dame gehört zu den Almosenpenderinnen Josephinens," erläuterte Napoleon, "Madame Duchastel, Vorsteherin zahlreicher milder Stiftungen."

Die als Madame Duchastel Vorgestellte verneigte sich tief, jedoch war es, als ob ein Beben die gedrungene Gestalt der alten Dame mit den Silberlocken überfliege, was indeß bei der Bedeutung des Augenblicks nicht auffallend erscheinen konnte.

Der Papst erhob leicht die Hand. "Ein Name, der auch mir in dieser Hinsicht schon ehrenvoll genannt worden ist," bemerkte er. "Ich freue mich, die Trägerin desselben kennen zu lernen, um so mehr," fügte er freundlich hinzu, "als man mir berichtet hatte, dieselbe sei eines Leidens halber an ihr Haus gebannt, und ich mich nun vom Gegentheil überzeuge."

Mit beiden Händen drückte die Dame ihr Taschentuch vor das Antlitz, um das laute Schluchzen tiefer Bewegung zu unterdrücken, das sie nicht zu bemeistern im Stande schien. Auch der Kaiserin konnte man ansehen, daß sie auffallend ergriffen war, ihre Wangen waren hochgeröthet, und wie fassungslos sammelte sie:

"Sie sind zu milde, heiliger Vater, zu gut —"

Ein Verdacht schoß plötzlich wie ein Blitz durch Napoleon's Seele. Die hämischen Andeutungen Fouché's kamen ihm in den Sinn. Wenn diese angebliche Madame Duchastel gar nicht die wirkliche Trägerin dieses Namens, sondern eine Abgesandte des d'Arigny'schen Ehepaares wäre, mit dem Josephine trotz seines ausdrücklichen Verbotes noch in Verbindung stand?

Raschen Schrittes näherte sich Napoleon, den Salon durchschreitend, dem verhängnißvollen Tischchen. Aber schnell trat Josephine dem Gatten in den Weg, seine Absicht verhindernd.

"Ich bitte, ich beschwöre Sie, Sire, lassen Sie jene Papiere. Gönnen Sie mir, diese Dame zu entlassen und mich zu sammeln, um Ihnen den Zusammenhang zu erklären, Ihre und unseres erhabenen Gastes Verzeihung zu erbitten."

Die Stimme drohte der geängstigten Frau zu versagen.

Der ganze rasch entzündete Zorn des kaiserlichen Gemüthes flammte in Napoleon auf, nur mit Rücksicht auf den ehrwürdigen Besuch hielt er noch an sich; dann aber hatte sich Pius Josephinen genähert und sagte in ernstem Tone, aber in alter Milde: "Fassen Sie sich, meine Tochter, Ihr leicht bewegliches Gemüth raubt Ihnen die Ruhe, eine Kleinigkeit — vielleicht ein Irthum — erschüttert Sie unnöthigerweise, denn was könnten Sie, deren Vorzüge, deren Güte und Treue keines Lobes bedarf, sich vorzuwerfen haben? Sprechen Sie sich aus, meine Tochter, Ihr hoher Gemahl wird jener Dame gestatten sich zu entfernen."

"Nein!" In dem schroff herausgestoßenen Wort äußerte sich die bekannte Rücksichtslosigkeit des Kaisers. "Nein, nicht eher, als bis die Wache des Palastes sie aus den Gemächern der Kaiserin nach dem Gefängniß von St. Pelagie eskortirt. Das Weib ist eine Betrügerin," fuhr er immer heftiger fort, "der Name, mit dem sie sich brüstet, ist falsch, wie ihre Ehrwürdigkeit, mit der man nicht allein den Gatten und Kaiser, sondern auch den heiligen Vater zu täuschen und zu beleidigen wagt."

Josephine wurde todtentbleich, sagte sich aber und trat in würdiger Haltung dicht vor den zürnenden kaiserlichen Gatten.

"Sie werden dieser Dame Ihre Gnade nicht versagen, Sire," nahm sie mit fester Stimme das Wort, "denn dafür, daß sie an dieser Stätte weilt, trifft die Verantwortung mich. Ich habe sie hierher beschleht."

"Das mögen Sie vor dem Tribunal wiederholen, vor welches ich diese Person zu stellen gedenke," rief Napoleon, und Josephinens abwehrende Bewegung nicht achtend, bemächtigte er sich mit einem Griff der Blätter und Rollen und trat mit ihnen in den Vordergrund. Unwillkürlich mußte auch der Papst den Blick darauf werfen, aber zugleich umspielte ein feines Lächeln das ehrwürdige Antlitz, während der Kaiser mit einem Ausdruck in der Mitte des Gemaches da stand, der ungewiß ließ, ob sein Groll beschwichtigt sei oder sich auf's Neue entladen werde, denn die Blätter in Napoleon's Hand enthielten nichts als — Modeberichte, Schnittmuster und buntpfarbige Kostümzeichnungen!

In ihrer untwiderstehlichen Anmuth näherte sich Josephine dem kaiserlichen Gatten.

"Sire," sagte sie bittend, "Sie kennen nun die Verhandlungen, ich hoffe, vor jedem Tribunal werden diese Blätter Gnade finden, wie die Ueberbringerin derselben, die freilich gegen Ihren Willen Zulaf fand, es ist Madame Guerin, die Modistin, Sire. Sie hat sich als alte Dame maskiren müssen, da Sie es ihr unter sagt hatten, die Tuilerien fernerhin zu betreten."

"Ah, also doch ein Komplott!"

Was das Gewitter auch noch nicht ganz vorüber, so klang sein Grollen doch schon besänftigter.

"Ja, Sire, ich bekenne meine Schuld," gestand Josephine demüthig. "Da Ihr Wortspruch, der wohl mehr ein Ausfluß der schlechten Laune des Augenblicks, als ein Resultat reiflicher Ueberlegung war, mich des zuverlässigen Rathes der Madame Guerin beraubte, verabredeten wir, daß sie an bestimmten Tagen sich zu früher Stunde in der Antichambre bei meiner Kammerfrau einfänden solle, der Vorsicht halber in einer Verkleidung. Daß ich vor einigen Tagen, als Sie uns überraschten, in meiner Bestürzung auf Ihre Frage den Namen der würdigen Frau nannte, die in der That als meine Almosenpflegerin fungirt, war allerdings nicht recht."

"Und ich habe noch ein paar hundert Francs zu den Zwecken Ihrer Morgenkonferenz gespendet!" rief Napoleon in einem immer noch etwas ärgerlichen Tone aus.

"Sie kommen den Armen der wahren Madame Duchastel zu gute," entgegnete Josephine eifrig; "ich aber habe für den Verstoß gegen Ihren Willen durch die tiefe Beschämung vor unserm erhabenen Gaste bereits schwere Buße gelitten, Sire. Auch Madame Guerin, Sie sehen es, ist tief erschüttert," rief sie, auf die Dame deutend, der noch die Thränen in den Augen standen. "Nicht wahr, sie darf gehen?"

"Am Ihre Willen, Madame!" lautete Napoleon's Antwort, "und sie mag froh sein, daß die Verzeihung Seiner Heiligkeit sie vor meinem Zorne schützt, ich hoffe, ihr in diesen Räumen nicht wieder zu begegnen."

Wie ein Schatten glitt die geängstigte Modistin seitwärts aus dem Gemach, während der Kaiser, durch den Ausgang der Scene sichtlich befriedigt, sich an den heiligen Vater wandte, der mit mildem Lächeln und freundlichem Wort Josephinens Bewegung zu besänftigen suchte.

"Ich freue mich," sagte er, "daß Eure Heiligkeit meine Josephine recht beurtheilt haben, ich will ihr nicht zürnen; diese Stunde möge ihr aber zur Warnung dienen, wenn ihr leichter Sinn sie von dem Pfade der ersten Pflicht abzuleiten droht. Eure Heiligkeit werden freilich durch ihre Schuld eine peinliche Erinnerung mit in die Heimath nehmen."

Die bekannte Milde Pius' VII. kam dem bittenden Blick Josephinens entgegen.

„Die einzige Erinnerung an Frankreichs Kaiserin,“ sagte er herzlich, „die mich bis über die Alpen begleiten wird, ist das Gedenken an die Segenswünsche der Unzähligen, die ihren Namen preisen, an die Anmuth und Herzlichkeit der seltenen Frau, die als der gute Engel ihres Gemahls, als Schützerin der Bedrängten genannt wird; von Herzen spende ich ihr, als einer der Besten ihres Geschlechtes, beim Scheiden meinen Segen.“

Madame Guerin betrat die Tuilerien seit jenem verhängnißvollen Morgen nicht wieder. Napoleon aber pflegte noch längere Zeit nachher, wenn er guter Laune war, bei unerwarteten Besuchen seine Gattin scherzend zu fragen, ob er nicht fürchten müsse, eine Konferenz derselben mit ihrer „Almosenpflegerin“ zu führen.

Mannigfaltiges

(Nachdruck verboten.)

Ein armer Millionär. — Aus dem Leben des Pariser Finanzmannes Beaujon erzählt Madame Vigée Lebrun: Einst besuchte ihn ein Freund in seiner prunkvollen Villa und sprach gegen den ihn führenden Diener preisend über den herrlichen Park, in welchem es sich prächtig spazieren ließe. „Der Herr geht nicht spazieren,“ entgegnete der Diener, „er ist gelähmt!“ In das Haus gelangt, bewundert der Gast die Gemälde, die gewiß eine Freude des Besitzers bilden. „Der Herr ist blind!“ — „Nun, dann wird er sich gewiß an den bezaubernden Klängen der Musik ergötzen!“ — „Der Herr ist taub!“ — Bald sitzt der Gast an der mit den ausgesuchtesten Speisen besetzten Tafel; er lobt die Gaumengenüsse, an denen der Herr des Hauses sich wenigstens täglich erfreuen könne. „Der Herr lebt nur von Brod und Milch!“ lautete die Antwort des Dieners. [R.]

Seltene Kaltblütigkeit. — Der berühmte englische Geigenpieler Esfer verdankte einem merkwürdigen Vorfall sein schnelles Berühmtwerden. In

dem ersten Konzerte, welches er in London vor einem größeren Publikum gab, wurde er ausgepiffen. Kaltblütig wartete er den Sturm ab, dann legte er den Bogen bei Seite und spielte den folgenden Satz seines Konzertes pizzicato, indem er die Melodie dazu pfiß. Die Kühnheit des Violinspielers versetzte das Publikum zunächst in Erstannen, bis es am Schlusse lachend applaudirte. Er verbeugte sich tief und sagte: „Ich bin gern bereit, den Wünschen der verehrten Anwesenden nachzukommen. Da ich zu bemerken glaubte, daß der Geschmack des Publikums weniger dem Violinspiel als dem Pfeifen geneigt war, so wußte ich denselben nicht besser zu huldigen, als indem ich pfiß.“ Der Vorfall machte ihn zum Helden des Tages, und er war seitdem der Liebling der Londoner. [S.]

Die Macht der Ueberredung. — Dem Vater Molière's, einem ehrsamem Tapetenwirker, war das Schauspielerthreiben des Sohnes ein solcher Greuel, daß er dessen früheren Lehrer zu ihm sandte, um ihn zu bewegen, einen anderen Beruf zu ergreifen. Der junge Mann hörte den Boten ruhig an und begann dann das Theaterleben so schön und ver-

Humoristisches.



Fraglicher Nutzen.

Knabe: Sieh' einmal her, Papa, das sind die Seidenraupen, die bekanntlich unter die nützlichsten Thiere gehören!
Vater: Was — nützliche Thiere? Schau' Dir einmal eine Schneiderrechnung Deiner Mutter an!



Ueberlistet.

Bauer: Du hast mich betrogen! Du hast mir doch gesagt, wenn ich Milch haben wollte, sollte ich sie nur kaufen, und jetzt gibt die Kuh doch keine Milch!
Milkhändler: Was willst Du denn? Hab' ich doch gesagt: Wenn Du Milch haben willst, kauf sie — die Milch, aber nicht die Kuh.

lockend zu schildern, daß der Schullehrer mehr und mehr verstummte und sich schließlich sogar, als ihm Molière noch vorstellte, wie trefflich Jener bei seiner Kenntniß des Lateinischen die Doktorrollen zu spielen verstehen würde, ganz begeistert bereit erklärte, ein solch' angenehmes herumstreifendes Leben mitzuführen, worauf ihn Molière sofort für seine Gesellschaft engagirte. [L. M.]

Ein neuer Vogel. — In der Schule wird Geographie getrieben und der Lehrer erzählt eben von Amerika und seinem Entdecker. „Wer war Columbus?“ fragt er, und sofort fliegen eine Anzahl Hände in die Höhe, zum Zeichen, daß verschiedene Kinder eine Antwort wissen. Ein kleines Mädchen thut sich besonders hervor, denn sie streckt sich so lang es geht und wedelt unaufhörlich mit der Hand. „Nun, Lieschen, wer war Columbus?“ fragt sie der Lehrer. — „Columbus war ein Vogel,“ antwortet die Kleine rasch und präzis. Allgemeines Gelächter, dem sich auch der Lehrer selbst nicht zu entziehen vermag. Endlich, nachdem die allgemeine Heiterkeit sich gelegt, forscht er etwas genauer nach dem Grund der seltsamen Antwort und erfährt dabei, daß Lieschen so ganz Unrecht doch nicht hatte, denn sie versicherte dem Lehrer, daß sie in einem Buche eine Ueberschrift gelesen habe, welche lautete: „Das Ei des Columbus!“ Mußte dieser also nicht ein Vogel gewesen sein? [M. L.]

Wilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 28.

Auflösung des Wilder-Räthfels in Nr. 26:
Nach der Kraft gibt es nichts so hohes als ihre Beherrschung.

Charade.

Wenn Du das Ganze hast,
Wird's Dir in jedem Zweiten
Leicht wie das Erste sagt.
Wenn Du das Erste bist
Wird's Dir in jedem Zweiten
Mehr als das Ganze werth. [Claire v. Glümer.]
Auflösung folgt in Nr. 28.

Arithmogriph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10 ein Frühlingsbote. 2. 4. 7. 8 ein Propheet. 3. 6. 5. 10 ein Kriechthier. 4. 2. 3. 8 ein Nagethier. 5. 2. 8. 2. 6 eine Stadt in Rußland. 6. 10. 9. 7. 4. 3. 5 ein Heiliger. 7. 8. 4. 2. 6 der Stifter eines großen Reiches. 8. 2. 7. 6. 10 ein Fluß in Frankreich. 9. 7. 9. 10 ein englischer Dichter. 10. 8. 9. 10 ein Baum.
Auflösung folgt in Nr. 28. [S. Löwenich.]

Auflösungen von Nr. 26: der Charade: Armbrust; des Homogramms:
T a t r a
A s i e n
R i e c t
R e c t e
A n t e r.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Süddeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Siebzigert, gedruckt und herausgegeben von
Germann Schönlein in Stuttgart.